



Bitte teilen Sie uns Änderungen Ihrer Anschrift rechtzeitig mit. Vielen Dank!

*Großer Gott, wir loben dich;
Herr, wir preisen deine Stärke.
Vor dir neigt die Erde sich
und bewundert deine Werke.
Wie du warst vor aller Zeit,
so bleibst du in Ewigkeit.*

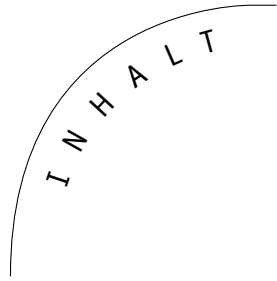
*Danke, dass du uns befreist
von Gesetzlichkeit und Enge,
und durch deinen guten Geist
Höhe, Tiefe, Weit' und Länge
deiner Liebe in uns legst,
uns nach deinem Bilde prägt.*

*Alle Tage dürfen wir
Gotteskinder vor dich treten,
heilig machst du uns vor dir,
gibst uns Vollmacht als Propheten,
setzt uns selbst als Priester ein,
lässt uns wahre Könige sein.*

*Reichlich rüstest du uns aus,
schenkst uns Gaben und Ideen,
lädst uns ein, an deinem Haus,
mit zu bauen und zu sehen,
wie die Kirche neu erblüht
und dein Werk durch uns geschieht.*

Markus Rahn





Evangelische
Sammlung
in Württemberg



Inhalt

„Aus der Fülle des Herzens redet der Mund“	<i>Agnes Dannhorn</i>	3
Kirche – Zelt nicht Burg	<i>Fulbert Steffensky</i>	5
Herausgefordert von der Postmoderne - Impulse für die Gemeindearbeit	<i>Heinzpeter Hempelmann</i>	19
Einladung zur Landesversammlung		
„Wie geht's?“, Phil 1, 12-21	<i>Harald Klingler</i>	22
Auf die Straße, fertig, los!	<i>Arno Backhaus</i>	26
Nachruf für Dekan i.R. Gerhard Greiner	<i>Werner Schmückle</i>	30

Adressen der Autoren:

Arno Backhaus
Hauptstr. 13, D-34379 Calden
bauchladen@arno-backhaus.de

Agnes Dannhorn
Reginestr. 60, 70597 Stuttgart
gnescharra@yahoo.de

Prof. Dr. Heinzpeter Hempelmann
Zollernstr. 68, 75328 Schömburg
hph@heinzpeter-hempelmann.de

Dekan Harald Klingler
Gabriel-Biel-Platz 2, 72574 Bad Urach
Dekanat@kirche-ev-badurach.de

Prof. Dr. Fulbert Steffensky
Wesemlinstr. 13, CH-6006 Luzern
fsteffensky@tolmein.de

Agnes Dannhorn



„Aus der Fülle des Herzens redet der Mund“

Liebe Leserin, lieber Leser, indem die Landeskirche in Württemberg das Kirchenjahr 2012 zum Jahr des Gottesdienstes ausgerufen hat, so hat sie das Geschehen in den Mittelpunkt gestellt, das uns Woche für Woche und Jahr für Jahr einlädt, den Kern unseres Glaubens zu erinnern: Der Gottesdienst, der jeden Sonntag in unseren Gemeinden stattfindet – und den wir besuchen, ignorieren oder verschlafen, den wir als Pfarrer vielleicht selber halten, auf den wir warten oder der uns nur zu bestimmten Zeiten anspricht. Eine Konstante also, die sich uns mit größter Zuverlässigkeit anbietet und die ihren Ursprung und Impuls hat im Lebendighalten des christlichen Glaubens durch die Zeiten hindurch.

Wir erleben den Gottesdienst als Zeitraum der Erneuerung unseres Glaubens. Mittelpunkt und Motivation des Gottesdienstes ist dabei die Verkündigung, die unser Zusammenkommen, Zusammenhören und Zusammensprechen bewirkt. Die Verkündigung ist es, die uns eint und auch mit denen verbindet, die dem Gottesdienst fernbleiben – die Verkündigung der guten Nachricht: das Leben ist ein Geschenk Gottes, uns durch Christus ein für alle Mal geschenkt und er macht uns frei von Sünde und Tod. Den Gottesdienst, in der Form und mit

der liturgischen und theologischen Gewichtung, die wir kennen, erkennen wir aber zugleich auch als einen der Tradition geschuldeten Ereignisraum. Wir verdanken diesen dem Geist Gottes, der Menschen jahrhundertlang von den Jüngern und Aposteln bis zum heutigen Tag dazu befähigt und begeistert, ihn weiterzutragen: den Geist der Schöpfung, den Geist von Pfingsten, den Geist dessen, der trösten kann (Joh 14), den Geist der Erneuerung und der Freiheit – den Geist des Glaubens (Gal 3). Der existentiellen Ergriffenheit des Apostels Paulus geht Harald Klingler in seiner Predigt im Rundbrief nach.

Die lange Tradition der nicht abreißen- den Weitergabe der guten Nachricht aus der Freiheit des Geistes Gottes heraus lässt uns nach vorne in die zukünftige Zeit blicken. Es ist aber auch die empfangene Verkündigung selbst, die uns erkennen lässt, dass wir nicht nur mit der Gewissheit des unwiderruflich geschenkten Lebens beschenkt sind, sondern dass diese Gewissheit so groß und bedeutend ist, dass wir selber davon verschenken möchten. Dass die Freiheit, die wir im Glauben erfahren, so überströmend ist, dass sie einen Raum erschließt, der weit über uns selbst hinaus geht. In der Erfahrung dieser Frei-

heit entsteht der Impuls für Mission. Der missionarische Raum der Freiheit ist ein Raum der Begegnung in Offenheit und Wertschätzung der Menschen, denen wir begegnen und mit denen wir sprechen. Verkündigung im praktisch-rhetorischen Sinn und in dem Sinn, dass Menschen durch sie das Vertrauen gewinnen können, in ihrer eigenen Offenheit und Lebenserfahrung gesehen zu werden, ist die große missionarische Aufgabe der Kirche. Menschen erfahren in dieser Begegnung, dass sie in der Kirche gut aufgehoben sind und dass die Kirche ihnen mit Freude einen Platz bereitet – wie in diesem Rundbrief Prof. Dr. Fulbert Steffensky erläutert.

Wir als Glieder der Kirche brauchen daher immer ein offenes Ohr für das, was uns selbst und was die Menschen prägt, mit denen wir ins Gespräch kommen – sowohl für das, was uns und sie je ganz eigen bewegt und als auch für das, was unsere Epoche der Postmoderne ausmacht: die abgesteckten Felder des Wissens und Denkens, die Zwänge, in denen wir verstrickt sind, und unsere Bedürfnisse, die oft verborgen bleiben (und hinter denen so oft die Tugenden stehen, die wir Menschen immer schon gesucht haben: Glaube, Hoffnung, Liebe). Wir erkennen heute die Postmoderne als Zeitalter, in dem sich Bindungen und Gewissheiten auflösen, in dem die sozialen Erwartungen und Errungenschaften der Moderne zerfallen und in dem wir Menschen unsere Freiheit zu verlieren drohen an die immer dominanter werdenden Präsenz von Technik und Medien. Wie lebendig kann Verkündigung

heute sein? Wie können wir einen Gottesdienst gestalten und erleben, in einer Zeit in dem wir Menschen immer mehr damit beschäftigt sind, vor allem Maschinen zu bedienen? Die Evangelische Sammlung lädt in diesem Zusammenhang ein zur Landesversammlung am 20. Oktober 2012 mit dem Impulsreferat von Prof. Dr. Heinzpeter Hempelmann zum Thema "Herausgefordert von der Postmoderne - Impulse für die Gemeindegemeinschaft"

Für die große und so viel Feingefühl erfordernde, und zugleich so selbstoffenbarende und aus selbst erfahrener Freiheit erwachsende Aufgabe der Mission in der Kirche gibt uns das Matthäusevangelium einen sehr kostbaren Text an die Hand: „Aus der Fülle des Herzens redet der Mund“ (Mt 12,34)

Wenn wir jetzt, liebe Leserin und lieber Leser, in diesen Sommer gehen, in die Freiheit und die Fülle von Wärme, Licht und Wachstum, lassen Sie uns doch versuchen, diese Fülle des Herzens für uns zum Ereignis werden zu lassen, und in der Freiheit der Glaubensgewissheit mit Menschen sprechen, die diese Fülle noch nicht kennen. Ich hoffe, so gelingende gute Gespräche.

Ihre

Agnes Dannhorn

Fulbert Steffensky

Kirche – Zelt nicht Burg

Vortrag beim Prälatenempfang
der Prälatur Reutlingen am 28. Oktober 2011



Meine Damen und Herren, ich habe ein Thema: Kirche – Zelt nicht Burg. Ich habe die Fragen von Prälat Rose, die ich bedenken soll. Und ich habe mir einen Psalm ausgesucht, der mir etwas über die Kirche sagen soll.

„Ein feste Burg ist unser Gott“ ist der 46. Psalm überschrieben. Es ist zugleich der Anfang des Lutherliedes, das wir alle kennen: „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen.... Und wenn die Welt voll Teufel wär und wolte uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr, es soll uns doch gelingen.“ Der 46. Psalm wurde oft als der Kirchenpsalm verstanden. An ihm will ich mich entlanghangeln und nach Burg und Zelt fragen. Ich zitiere einige Verse daraus: „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten. Darum fürchten wir uns nicht, wengleich die Welt unterginge, wengleich das Meer wütete und wallte. Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brunnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind. Die Heiden müssen verzagen und die Königreiche fallen, das Erdreich muss vergehen, wenn er sich hören lässt.“ Wonach klingt dies – nach Burg oder nach Zelt?

Psalmen sind Gedichte, Lieder und Gebete. Sie sind nicht Lehren oder systematische Aussagen über ein Thema, wie

wir sie etwa im Römerbrief finden. Es sind große Aufschreie, es sind Jubelrufe. Sie enthalten das Weinen, die Klage, den Dank und den Lobpreis von lebendigen Menschen. Sie sind damit das Subjektivste, was wir in unserer Bibel finden. Darum sind sie so schwer auszulegen. Aber man kann an ihnen anlegen, man kann an ihnen ankern mit der eigenen Klage und dem eigenen Lob. Man legt sie aus, indem man sie weiterdichtet in die Situation des eigenen Glaubens. Luther hat es getan mit seinem Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“. Wir tun es, indem wir in dieser Stunde nach uns und unserer eigenen Kirche fragen. Wir legen den Psalm aus, indem wir uns hineinlegen. So macht man es mit Gedichten und Liedern. Lieder versteht man nicht, indem man sie als objektiv betrachtet. Lieder versteht man, indem man sie singt. Psalmen sind die Formulare, in die wir die Daten unseres eigenen Lebens eintragen, unsere Gewissheiten, unsere Ängste und unsere Hoffnungen für die Zukunft. Es haben schon einmal Menschen erfahren, dass Gott ihre „Zuversicht und Stärke“ war. Es hatte schon einmal Menschen gegeben, die in der Bedrohung ihres Lebens gesungen haben: „Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz.“ Wir singen ihre Lieder und schlüpfen damit in ihre Erfahrung von Rettung und

Gewissheit. Wir müssen nicht die ersten sein, wir müssen nicht Original sein, das ist unser Glück. In der Kirche leben, heißt, sich auf den Glauben der lebenden und toten Geschwister berufen können. Im Augenblick steht Abschreiben nicht in hohem Kurs. Wer Kirche denken kann, wird sich nicht scheuen, vom Glauben der Geschwister abzuschreiben.

Was lerne ich für unsere Kirche aus diesem Psalm. „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke“. Oder mit Luther: „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen“. Hat sich etwas in der Auslegung

Psalmen sind die Formulare, in die wir die Daten unseres eigenen Lebens eintragen, unsere Gewissheiten, unsere Ängste und unsere Hoffnungen für die Zukunft.

verändert, indem die offene „Zuversicht und Stärke“ in das Bild „Burg“ getan wurde? Heinrich Heine hat Luthers Lied die „Marseiller Hymne der Reformation“ genannt. Hat sich im Lauf der Singengeschichte dieses Liedes etwas verändert. Die Hauptfrage ist immer: Wer singt das Lied mit welchen Interessen? Wer beruft sich auf den Psalm mit welchen Interessen? Die Protestanten der Erzdiözese Salzburg wurden 1837 aus dem Tiroler Zillertal vertrieben und haben das Lied auf ihrer Flucht gesungen. Es gehörte ihnen. Ihre Not hat es ihnen zu Eigen gemacht. Eine katholische Gemeinde aus Schlesien hat es beim letzten Gottesdienst vor der Flucht

gesungen. Sie haben es sich von den Protestanten ausgeliehen. Es gehörte ihnen. Ihre Not hat es ihnen zu Eigen gemacht. Gegen ihre Furcht haben sie gesungen: „Er hilft uns frei aus aller Not, die uns jetzt hat betroffen.“

Die „Marseiller Hymne der Reformation“ hat Heine das Lied genannt, und auch das ist eine Erfahrung mit ihm. Unsere Kirchen haben es oft gesungen, wenn sie sich ihrer selbst gewiss waren. Ich denke an viele Reformations- und Siegesfeiern, in denen das Lied gesungen und der Psalm gebetet wurde. Die Kirche wurde sich selbst Burg und Schutz und verwechselte sich umstandslos mit der Stadt Gottes, die „fein lustig bleiben“ soll mit ihren Brunnlein. Sie verwechselte sich mit den heiligen Wohnungen Gottes, von denen der fünfte Vers spricht. Lieder, in denen die Kirchen sich selber preisen, sind meistens aggressiv nach außen. Wir sehen dies auch an einem katholischen, die eigene Kirche preisenden Lied. Darin heißt es: „Ein Haus voll Glorie schauet weit über alle Land, aus ewgem Stein erbauet von Gottes Meisterhand. Gar herrlich ist's bekränzt mit starker Türme Wehr, und oben hoch erglänzet des Kreuzes Zeichen her. Wohl tobet um die Mauern der Sturm in wilder Wut, das Haus wird's überdauern, auf festem Grund es ruht.“

Die alte Gefahr der aggressiven Selbstgewissheit der Kirchen ist vorbei. Warum aber erwähne ich sie dann? Es ist zu unserer eigenen Ermutigung wichtig zu wissen, dass die alten Kirchenzeiten, aus denen wir kommen, keineswegs so christlich waren, wie wir immer vermu-



tet haben. Liegt ein Teil unserer Depression nicht in der falschen Annahme, es hätte einmal eine Zeit gegeben, in der der Geist Christi eine selbstverständliche Stätte in unserer Gesellschaft gehabt hätte, heute aber sei jener Geist verjagt und aufgegeben. Ja, religiös war diese alte Welt. Man sieht es an ihren großen Kirchen, die man gebaut hat. Man sieht es an der Ähnlichkeit kirchlicher und gesellschaftlicher Strukturen; an der Ähnlichkeit der Rechtsstrukturen und der Gehaltsstrukturen. Man sieht es an der gleichen Hochachtung, die kirchliche und gesellschaftliche Würdenträger fanden. Man sieht es daran, wie religiöse Ideale auf verdächtige Weise gesellschaftlichen Idealen entsprachen. Die Kirche dominierte viele Institutionen der Gesellschaft. Die Gesellschaft und der Staat machten sich die Kirchedienstbar. Ich denke an den Beitrag der Kirchen zur Kriegslüsterheit der Gesellschaft, zur Feindschaft gegen alles

Fremde, zum Nationalismus und zum Judenhass. Vielleicht ertragen wir die Mühen des Weges, der vor uns liegt, leichter, wenn wir wahrnehmen, dass die alten Häuser den Geist Christi viel weniger geborgen haben, als wir annehmen. Was hat die stählerne Pracht des Petersdoms in Rom und die berühmte Kaufmannskirche in Hamburg mit dem Geist Christi zu tun? Was hat das sogenannte christliche Abendland mit seiner merkwürdigen Mischung aus Geist und Verrat, aus Frömmigkeit und Machtgelüsten mit dem armen Mann Gottes aus Nazareth zu tun? Nein, jenes Abendland war weniger christlich, als wir ihm unterstellen. Darum ist es ein Glück und der Anfang einer neuen Freiheit, dass wir nie mehr Kirchen bauen können, wie wir sie gebaut haben; dass wir von den Mächtigen des Landes nie mehr hochgeachtet werden, wie wir geachtet wurden, und dass die Kirchen ihre alte Selbstverständlichkeit verloren haben.

Jede Träne, die man jener Welt nachweint, jedes Schielen zurück ist Verrat am Erbe, das noch vor uns liegt. Die Kirche ist kleiner geworden, und die Kirche ist schöner geworden. Noch nie war ihre Aufmerksamkeit auf den Frieden und die gerechte Verteilung der Güter grösser als heute. Noch ist sie nicht frei genug von gesellschaftlichen Diktaten, aber sie war noch nie so frei, wie sie heute ist. Es ist die Zeit, da wir neu lernen, dass Gott unsere Zuversicht und Stärke ist, und nicht wir selbst, wir auch nicht als Kirche. Die Stadt Gottes wird nicht fein lustig sein, weil sie so dicke Mauern hat, so viel Geld und so viel Ansehen, sondern weil Gott unsere „Hilfe ist“ und der Grund unserer Furchtlosigkeit, „wengleich das Meer wütet und wallet“. Die Kirche hat gelernt, dass sie Zelt ist und nicht Burg. Es ist interessant, wie in unseren Kirchenbauten und unseren Liedern das Symbol Burg durch die Symbole „Zelt“ und „wanderndes Gottesvolk“ abgelöst wurde. Wir haben gelernt. Wir sind klüger und schöner geworden.

Wir vertrauen nicht auf unsere festen Burgmauern, nicht auf unsere Mitgliederzahlen, nicht auf unser Ansehen als Kirche. Wir vertrauen auf die Gegenwart Gottes: „Darum fürchten wir uns nicht, wengleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer sanken. Der Herr Zebaoth ist mit uns.“ Wir sind uns nie selbst genug, wir sind nicht autark, wir sind bedürftige Wesen. Das ist unser

Es ist die Zeit, da wir neu lernen, dass Gott unsere Zuversicht und Stärke ist, und nicht wir selbst, wir auch nicht als Kirche.

Reichtum. Auch der Reichtum der Kirche ist ihre Bedürftigkeit. Gott bezeugt die Kirche, sie bezeugt sich nicht selbst. Ihre Armut ist ihr Reichtum. Die Kirche lebt nicht weil sie ansehnlich ist, sondern weil sie angesehen ist vom Blick der Güte.

Herr Rose fragte nach dem Beitrag des Protestantismus zur Ökumene. Der Protestantismus bringt ins ökumenische Gespräch das Charisma seiner Kargheit, sie gehört zu seiner Spiritualität. Den Protestantismus liebe ich, weil er etwas von seiner eigenen Armut versteht, anders ausgedrückt: weil er eindringlich weiß, was Gnade ist. Darum ist der Protestantismus so mitleidlos den religiösen Bedürfnissen der Menschen gegenüber. Seine Wallfahrten enden nicht an Gnadenorten, die bevorzugt sind vor anderen Orten. Ich lobe das Charisma der protestantischen Kargheit. Protestanten mögen wallfahren, aber mehr Gnadenort als den Weg haben sie nicht. Sie feiern das Abendmahl, aber sie können nie sagen, ab hier und nach dieser heiligen Formel, von jenem besonders gewürdigten Mann gesprochen, ist Christus zugegen. Sie können nie sagen, dieses Öl oder jenes geweihte Wasser sind von besonderer Heiligkeit. Sie können nie in einer Person eine besondere Unfehlbarkeit vermuten. Sie können ihre Wahrheitsvermutungen nie in das feste System dogmatischer Endgültigkeiten giessen. Ihre Kirchen sind leer, und an ihren Altären gibt es keine Ablässe zu gewinnen. Der Protestantismus ist der

Dialekt des Christentums, der entschieden ernst damit macht, dass dieses auf einen „uranfänglichen Mangel“ (Michel de Certeau) gegründet ist, auf das leere Grab. Der Protestantismus, wo er sich selbst ernst nimmt, begütigt nicht. Er kommt den Greifbarkeitsbedürfnissen und den Sicherheitsinteressen, die wir in den Religionen so oft finden, nicht entgegen. Er fordert die ganze Erwachsenenheit der Menschen, die es am leeren Ort aushalten. Der Protestantismus ist der Ort der verbotenen Bilder. Sein Allerheiligstes ist leer wie das leere Grab. Diese Kargheit des Protestantismus müssen wir als ihren Reichtum interpretieren. Diese Stadt Gottes kann niemals „schön lustig“ sein wegen ihrer eigenen Stärke. Ihre *Brünlein* hat sie nicht selbst gegraben. „Mit unsrer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren.“ Dies Lied singen wir nicht mit Trauer über unsere eigene Kläglichkeit. Wir singen es mit der Zuversicht und Heiterkeit darüber, dass ja mit unserer Macht nichts getan sein muss, weil wir uns bergen in den Schutz dessen, der „früh am Morgen“ hilft. Früh am Morgen – das ist die letzte Nachtwache, die Stunde auch der größten Gefahr.

Welche Erwartungen haben wir an die Ökumene, fragt Herr Rose. Erwarten können wir nur etwas, insofern jede Gruppe ihre eigene Endlichkeit anerkennt. Die Grundgefahr religiöser Systeme ist, dass sie sich nicht endlich denken können. Sie sind immer in der Gefahr, sich selber Gottesprädikate zuzulegen: sie sind die allein seligmachenden, außerhalb von ihnen gibt es kein Heil, sie sind die Wahren, und außerhalb von

ihnen ist nur Lüge und Abfall. Ihre Gefahr ist, die Welt zu säubern von den Andersheiten. Der Zwang zur Einstimmigkeit lässt sie nur schwer Fremdheiten denken und dulden. Der Verlust der Endlichkeit ist der Verlust der Geschwisterlichkeit. Nur endliche Wesen sind geschwisterliche Wesen. Sich für einzigartig zu halten, heißt immer, bereit sein zum Eliminieren. Die Anerkennung von Pluralität ist die Grundbedingung menschlicher Existenz, so ungefähr hat es Hannah Arendt formuliert. Ich wünsche mir eine Kirche und religiöse Gruppen von radikaler Deutlichkeit, die ihre eigenen Traditionen, Geschichten und Lieder kennen und nicht verschweigen. Ich wünsche mir religiöse Gruppen mit Konturen. Zugleich wünsche ich mir eine Religion, die Gott unendlich sein lässt und auf ihre eigene Unendlichkeit verzichtet. Erst sie ist fähig zum Zwiegespräch. Selbstverständlich ist eine solche Kirche eine Missionskirche. Mission heißt, zeigen wer man ist und was man liebt. Man wird auch der, als der man sich zeigt. Gesicht zeigen, heißt: Gesicht gewinnen.

Ich wünsche uns den Mut zur Endlichkeit. Ich wünsche uns die Gnade der Endlichkeit. Sie erleichtert uns das Leben. Wir als Einzelne, wir als religiöse Gruppe, wir als Nation sind nicht die Garanten der Welt. Wir sind nicht der Grund des Lebens, das ist Gott, in ihm sind das Leben und die Wahrheit be-

Mission heißt, zeigen wer man ist und was man liebt.

gründet. So können wir Fragment sein, auch als religiöse Gruppe. Welche Lebensleichtigkeit, dass wir nicht alles sein müssen. In uns muss nicht die ganze Wahrheit zu finden sein. An unserem Wesen muss die Welt nicht genesen. Ein Nazi-Satz hieß: Am deutschen Wesen soll die Welt genesen. Welche Aggression mit solchen Sätzen verbunden war, haben wir in Erinnerung. Wir können uns als religiöse Gruppe die Freiheit nehmen, nicht absolut zu sein. Damit sind wir von der Last der Einzigartigkeit befreit. Und das ist dann zugleich der Lebensraum für andere; für andere Wahrheiten, andere Lebensentwürfe, andere Hoffnungen. Ich bin einer unter vielen, mein Glaube ist einer unter vielen, mein Land ist eines unter vielen. Das drückt nicht meinen Mangel und meine Geringfügigkeit aus. Alle Lebensdialekte stammen von der einen Grundsprache des Lebens. So gilt beides: Der andere Glaube ist anders als meiner, und ich kann ihm seine Andersheit lassen. Er ist mir gleich, denn wir haben den gleichen Ursprung des Lebens. Andere Lebensentwürfe, andere Hautfarben, andere Religionen brauchen also nicht auf dem Altar meiner eigenen Wahrheit geopfert zu werden. Die Menschen im anderen Glauben sind meine Geschwister – Menschen wie ich und Menschen anders als ich. Gott spricht in Dialekten. Im Talmud heißt es: „Die Sprache des einen und die Sprache des anderen ist die Sprache des lebendigen Gottes.“ Und der jüdische Philosoph Levinas: „Die Sprache Gottes ist eine mehrzahlige Sprache.“

„Die Heiden müssen verzagen und die Königreiche fallen, das Erdreich muss vergehen, wenn er sich hören lässt.“

Wo finden wir diese Heidenlummel, die verzagen sollen und die Gott vertreibt, wenn er sich hören lässt? Wir finden sie mitten in der Stadt mit den schönen Brunnlein. Wir finden sie in uns selbst. Ich nenne einige schräge Geister, die noch vertrieben werden müssen.

Der erste schräge Geist ist der Dämon der Mutlosigkeit. Es ist ein weinerlicher Dämon, deswegen aber nicht ungefährlich. Dieser Kirchendämon rechnet und zählt: Der Gottesdienstbesuch wird weniger, das Geld schwindet, die Minister schwören bei ihrer Vereidigung nicht mehr auf den Namen Gottes, Kirchen müssen geschlossen und verkauft werden. Ein ziemlich hässlicher Dämon, der auf Zahlen setzt und das Gesicht der schönen Frau Kirche verfinstert.

Der zweite schräge Geist: Der Dämon der Profilsucht. Er verbeißt sich in die pubertäre Frage, wer er eigentlich ist; was seine Besonderheit vor allen anderen ist und wie er sich schminken und kenntlich machen kann, dass ihn ja niemand übersieht. Er erschöpft sich in der Suche nach seinem protestantischen Profil. Seine Profilsuche ist kein Zeichen von Souveränität und Selbstgewissheit. Wir hoffen, dass auch er einmal erwachsen wird.

Der dritte: Der Dämon der Einzigartigkeit, übrigens ein Zwillingbruder des Profildämons. Es kränkt seinen Narzissmus, wenn er sieht, dass neben Kirchen auch Moscheen und Synagogen stehen. Es ist der Dämon des Neides. Niemand

soll sein wie er. Niemand soll Schätze haben wie er, und der Geist soll nur die Wege gehen, die wir von ihm erwarten.

Der vierte schräge Geist ist der Dämon der selbstbezogenen Frömmigkeit. Er will nur fromm sein und nicht mehr. Er sieht mit scheelem Auge auf die politische oder diakonische Arbeit der Kirche. Dieser Dämon sagt: Das alles ist nicht das Eigentliche. Er spricht lateinisch und sagt: Das ist nicht das Proprium. Er will nur beten, aber das Gerechte nicht tun.

Der fünfte Dämon steht politisch eher links, und er ist mit dem vierten verfeindet. Es ist der Geist der puren Effizienz. Er fragt: Welchen Progress bringen die Frömmigkeit, das Bibellesen und der Gottesdienst im Dienst der Volksbefreiung? Er ist mager, weil er zwar handeln, sich aber nicht ernähren will. Er hält nichts von der köstlichen Nutzlosigkeit des Betens und des Singens. Er weiß nicht, was nichtverwertbare Schönheit ist.

Der sechste Name des Ungeistes: Dämon der Siebenmeilenstiefel. Er missachtet die kleinen Schritte, die man in der Stadt Gottes schon gegangen ist, und er sieht nur die Runzeln in ihrem Gesicht und weiß nicht, wie schön sie schon ist. Ich glaube, dieser Geist ist Protestant. Er ist ein Selbstmissachter. Er sieht die diakonische Arbeit der Kirche und sagt: zu wenig. Er sieht die Friedensgruppen in der Kirche und sagt: Nicht radikal genug. Er sieht die Eine-Welt-Läden in den

Unsere Musik und unsere Lieder sind die Muttersprache des Glaubens.

Gemeinden und sagt: Lächerlich! Diesem Ungeist ist besonders schwer beizukommen, weil er Recht hat, aber nicht mehr als Recht. Er missachtet die Wurzeln, die schon da sind, und er ist unfähig die Früchte zu sehen, die daraus wachsen. Er hat nur so viel Hoffnung, wie er Argumente für die Hoffnung hat, der arme Kerl! Wir hoffen, dass Gott uns reinigt und mit unserem Heidentum inmitten der Stadt fertig wird

„Die Stadt Gottes soll fein lustig bleiben mit ihren Brunnlein.“

Die Brunnlein der Lust! Ich nenne als ersten Brunnen unsere Musik und unsere Lieder. Sie sind die Muttersprache des Glaubens. Unsere Stimme und unser Mund sind oft klüger als unser Herz. Es ist erstaunlich, was wir alles singen. Wir singen: „Aus meines Herzens Grunde sag ich dir Lob und Dank!“ Aber wie unbe-teiligt ist oft der Herzensgrund! Wir singen: „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich!“ Singt das Herz, oder singt nur der Mund? Es ist eine falsche Frage. Manchmal singt wirklich nur der Mund.

Aber wir sind ja nicht nur Herz, Gott sei dank! Wir sind auch unser Mund, der das schwache Herz hinter sich herschleift, bis es wieder auf den eigenen Beinen gehen kann. Daran ist nichts falsch. Das Herz muss nicht immer Meister seiner selbst sein. In der Poesie des Singens sind wir uns selber voraus, unseren Einsichten, unseren Argumenten, unserem Zwiespalt. Wie an keiner anderen Stelle tut man beim Sin-

gen, als könnte man schon glauben. Wir geraten in der Musik und mit den Liedern in den Bereich der Schönheit. Die Schönheit heilt. Sie lehrt uns lächeln - wer täte es nicht bei Paul Gerhards „Narzissus und Tulipan“? Sie lehrt uns weinen wie das „Wenn ich einmal sollt scheiden“. Sie lehrt uns Zartheit wie jenes weihnachtliche „Brich an, du schönes Morgenlicht“. Die Schönheit und die Gnade sind leibliche Geschwister, und sie begegnen uns am dichtesten in den Liedern. Zehnmal lieber würde ich im Gottesdienst auf die Predigt verzichten als auf die Lieder. Sie sind wie ein altes Formular, in das ich im Laufe meines Lebens meine Ängste, meinen Schmerz und mein Glück eingetragen habe. Die alten Lieder sind mir vertraut, ob sie gut sind oder weniger gut. Diese Lieder sind aber auch die Lieder meiner Toten, meines Vaters und meiner Mutter und deren Toten. Sie haben sie vor mir gesungen, und die Gesänge sind gewaschen mit den Hoffnungen und den Tränen der Toten. Keiner muss nur er selber sein und an der eigenen Glaubenskärglichkeit verhungern. Die Toten nehmen uns hinein in ihre Sprache und damit in ihren Glauben. Ich glaube meinen Toten ihren Glauben. Das heißt Tradition, und das heißt Kirche: Einstimmen in einen großen Gesang, der das Leben preist und beklagt, was ihm angetan wird.

Die Brunnlein der Lust! Ich nenne als zweiten Brunnen unsere Bibel. Die fremden Texte mit ihren fremden Horizonten und Bildern, die nicht die meinen sind, die Psalmen, die Propheten, die Schöpfungsgeschichte, die Rede vom Himmel, vom Himmelreich, vom Reich Gottes:

Ich bin Gast von Bildern. Ich muss ihre weltanschaulichen Horizonte nicht zu meinen machen. Ich bin ihr leicht ironischer oder auch humorvoller Gast. Humorvoll: Ich glaube nicht alles, was sie sagen. Ich teile nicht ihre naturwissenschaftlichen und historischen Voraussetzungen, ich glaube nicht, dass die Welt in sechs Tagen geschaffen ist und vor 6000 Jahren. Humorvoll bin ich auch mir selbst gegenüber. Ich, der Mensch des 21. Jahrhunderts, erlaube mir eine Sprache zu sprechen, erlaube mir Bilder zu gebrauchen, die nicht meine sind. Die Psalmen, die anderen Teile der Bibel, sie sind das Gottesgespräch meiner Toten. Dieses höre ich, in dieses trete ich ein, in dieses schreibe ich ein meine eigenen Wünsche und Hoffnungen. Es sind die grossen Gedichte von anderen Generationen, die ich lese. Ich frage nicht, ob sie in allem richtig sind. Und doch trinke ich von einer alten Wahrheit. Ich lasse ihnen ihre Fremdheit und nehme teil an ihrer Wahrheit. An der Wahrheit ihres Hungers nach Gott, nach Hoffnung, nach Gerechtigkeit, nach Schönheit. Mein Gaststatus macht es mir möglich, in den alten Zelten der Hoffnung zu wohnen. Ich gebe also meine eigenen Horizonte nicht auf, und ich beharre nicht auf ihnen, weil auch die mir zu kläglich sind. Ich bin ein Freigeist mit Wohnrecht an fremdem Ort. Ich lasse mich von ihnen in ihren Glauben ziehen. Ich mache erst gar nicht den Versuch, sie völlig mit mir auszufüllen, mit meinem eigenen kärglichen Geist und Glauben. Sie ziehen mich, den Fremden, in den großen Strom des Glaubens meiner Toten. Und noch einmal: ich glaube mei-

nen Toten ihren Glauben. Ich wehre mich nicht gegen sie. Ich bin Freigeist mit Wohnrecht an fremdem Ort.

Als dritte Schönheit in der Stadt nenne ich, dass die Kirche dazu da ist, die Durstigen zu tränken. Die Kirche ist ein wundervoller Verein, der grössere Interessen kennt als die eigenen; ein Verein, der nicht nur an sich selber leidet, sondern die Schmerzen der Fremden wahrnimmt. Wem die Phantasie für fremdes Leid abhandengekommen ist, der ist gezwungen, übermässig an sich selbst zu leiden. Und umgekehrt: Wer mehr kennt und für mehr besorgt ist als für sich selbst, den werden die eigenen Sorgen nicht mehr ersticken. Wo die Kirche die Opfer wahrnimmt und für sie eintritt, baut sie an ihrer eigenen Freiheit. Es ist das Merkmal einer erwachsenen Kirche, wenn sie sich von der narzisstischen Selbstbesorgung gelöst hat und aufmerksam ist auf die Leidenden dieser Welt, auf den Frieden, auf die ökologische Bedrohung dieser Erde und der Lebensmöglichkeiten unserer Kinder und Enkel. Wir sind als Kirche dem Geheimnis Gottes nahe, wo wir uns dem Geheimnis der Armen nähern. Oscar Romero, einer der Grundzeugen und Märtyrer unserer Zeit, der in San Salvador ermordet wurde und noch nicht selig gesprochen ist, hat es so gesagt: „Wie du dich den Armen näherst, mit Liebe oder mit Geringschätzung, so näherst du dich Gott.“ Das Mysterium Gottes ist vom Mysterium der Armen nicht zu trennen. „Der Hunger dieser Welt ist der Ort Gottes.“, hat der in El Salvador ermordete Jesuit Ignacio Ellacuria gesagt, er fährt fort: „So müssen wir uns als Kirche fra-

gen: Was haben wir getan, um die Armen ans Kreuz zu bringen? Was tun wir, um sie vom Kreuz abzunehmen? Was tun wir, um sie aufzuwecken?“ Gott versteckt sich im Schicksal der Geschlagenen. Er wird bei uns sein bis zum Ende der Tage, wie es verheissen ist. Er ist bei uns als Trost und als Versprechen. „Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz.“ Er ist bei uns in allen Gestalten des Elends. Eine Weise, Gott zu betrachten, ist die Elenden dieser Welt zu betrachten mit den Augen unserer Herzen. Wenn die Kirche das vergisst, dann mag sie religiös sein, aber christlich ist sie nicht. Zwei Dinge sind wichtig in dieser heiligen Stadt: Gott und das Brot der Armen. Andere Wichtigkeiten kennt sie nicht.

Dies bringt mich auf Ihre Frage, Herr Rose: Wozu soll sich die Kirche öffentlich äussern? Sie soll sich äussern, wo sie das Recht der Armen verletzt sieht. Mit ihrer Stimme soll sie nicht vorlaut sagen, was sein soll. Sie soll sagen, was nicht sein soll. Sie soll reden, was in der Gesellschaft unheilvoll verschwiegen wird. Kirchenleute sind nicht klüger als andere, aber sie haben alte Texte, die ihnen gebieten, die Kartelle des Schweigens und der fahrlässigen Unwissenheit zu durchbrechen.

Kirchenleute sind nicht klüger als andere, aber sie haben alte Texte, die ihnen gebieten, die Kartelle des Schweigens und der fahrlässigen Unwissenheit zu durchbrechen.

Diese Texte sind die Muttersprache des Glaubens.

Die Zeit des verstummten Wissens ist die Zeit der Propheten. Was sind Propheten? Es sind die Menschen, die in verblendeten Zeiten den Willen Gottes erkennen und widerborstig auf ihm bestehen. Kann diese Kirche prophetisch denken und handeln? Wir sind eine Volkskirche – immer noch. Eine Volkskirche ist eine Kirche der Mitte, nicht der beste Ort für Propheten. In einer Volkskirche sind Menschen unterschiedlicher Herkunft, unterschiedlicher Optionen, unterschiedlicher Leiden und Erwartungen. Die Menschen in ihr sind nicht besser als andere. Aber diese Volkskirche hat immer Leichen im Keller. Sie hat Texte, die davon sprechen, dass man Gott nicht erkennen kann, ohne mit den Hungrigen das Brot zu brechen, die Nackten zu bekleiden und die Hauslosen zu beherbergen. Sie hat den Propheten Amos, der im Namen Gottes die bedroht, die von den Armen hohe Abgaben an Korn verlangen. Sie hat alte Propheten, die mit einer Stimme wie von heute sprechen: *„Hört dies, die ihr die Armen unterdrückt und die Elenden im Lande zugrunde richtet und sprecht: Wann wird der Sabbat vorbei sein, dass wir endlich Korn verkaufen, das Maß verringern, den Preis steigern und die Waage fälschen können, damit wir so die Armen in unsere Gewalt bringen und Spreu für Korn verkaufen können!“* Die Kirche hat Leichen im Keller, und die Kirche wird ihre Bergpredigt nicht los. Ich setze nicht hauptsächlich auf die Qualität der vielen Christen. Ich setze auf eine Gruppe, die nicht los-

kommt von ihrer eigenen Herkunft. Sie hat Leichen im Keller, und gelegentlich gibt es die Auferstehung der Toten. Für immer kann die Kirche ihr Gedächtnis nicht betrügen und ihre Texte nicht fälschen. Sie sind ihr heilig, es sind für sie heilige Schriften, wenn sie sie noch so oft verrät. Es gibt nur noch wenige Gruppen mit einem verpflichtenden Gedächtnis, das sich nicht ganz vergraben lässt. Mag diese Kirche oft genug ein Sauhaufen sein. Aber es ist ein verstörter und vom eigenen Gedächtnis nicht in Ruhe gelassener Sauhaufen. Ganz ruhig kann man nie in ihr schlafen.

Der Schweizer Schriftsteller Peter Bichsel sagte einmal in einem Gespräch mit Dorothee Sölle: „Die Kirche wird diesen Christus nicht loskriegen. Das mag ich ihr gönnen. Ich finde das so toll, dass sie das nicht kann. Denn seit annähernd 2000 Jahren versucht sie es. Sie weiß, wenn sie ihn loskriegt, gibt es sie nicht mehr. Solange es sie gibt, ist aber der Begründer der Kirche eine ungemaine Belastung.“ Der Christus der Bergpredigt – eine glückliche Last der Kirche und der Christen.

Die Kirche soll ihre prophetische Stimme für die Armen erheben. Wer weiß, was er tun soll, weiß auch, was er nicht tun soll. Das Kerngeschäft der Kirche ist das Lob Gottes und der Schutz der Armen.

Ich frage: Wie kommt die prophetische Wahrheit in unseren Kirchen zustande, und wie findet der Geist dort seine Stelle? Die Gruppen in unseren Kirchen sind wichtige Stellen der Wahrheitsfindung: die feministischen Gruppen, die Orden,

die Friedensgruppen; die Gruppen, die heute das Recht der Armen einklagen; die Taizé-Gruppen, die eine neue Spiritualität versuchen. Sie schaufeln dem Geist einen Weg in den Kirchen von unten nach oben. Auch im Protestantismus denkt man ja oft von oben nach unten, und man erwartet die Ämter als die besondere Quelle des Geistes. Man erwartet ihn von den Bischöfen und den Kirchenleitungen. Kirchenleitende Institutionen aber sind eher an Bewahrung und Harmonie interessiert als an Aufbrüchen und Veränderungen. Daraus ist ihnen kein Vorwurf zu machen. Falsch ist es, und Entmutigung ruft es hervor, wenn man anderes und mehr von ihnen erwartet. Es gibt nicht nur autoritäres Gebaren von leitenden Institutionen; autoritär ist vor allem die falschen Erwartungen an das überforderte Amt. Das Bischofsamt ist kein Prophetenamt, obwohl es natürlich prophetische Bischöfe gibt. Ernst Lange unterscheidet zwei Grundstrategien kirchlichen Handelns, die „Vorwärtsstrategien“ und die „Bestandswahrungsstrategien“. Leitungsgremien verfolgen in der Regel Bestandswahrungsstrategien. Ihr Charisma ist das Pochen auf Konsens und Kontinuität. Dagegen ist nichts zu sagen, wenn die Leitungen die Beschränktheit des eigenen Charismas erkennen.

Die Wahrheit ist ein Gespräch, und im Gespräch und in der Reibung der Gruppen wird sie geboren.

Wie aber kommen Wahrheiten in der Kirche zustande, und wie findet der Geist seinen Ort? Wir haben keinen Papst, der sie sagt. Sie stehen nicht einfach ablesbar in einem Buch geschrieben, auch nicht in der Bibel. Man kann den Geist dem Papst, der Bibel oder der Tradition also nicht einfach von den Lippen lesen. Ein Weg der Wahrheit sind die prophetischen Charismen der Gruppen, die in der Kirche hart aufeinander stoßen und miteinander reden und streiten. Menschen lernen im Konflikt, sie lernen am „Widerstand fremder Erfahrungen“ (Ernst Lange). Die Gruppen in der Kirche sind die eigentlichen Protestanten. Sie profilieren sich durch Trennung vom allgemeinen Konsens. Das ist nicht unerlaubt, sofern sie die Trennung selber nicht schon für den Geist halten. Ihr klares Profil ist das Charisma für die Gesamtkirche und für die anderen Gruppen. Ihr klares Profil polarisiert, und so werden die Wahrheiten in den verschiedenen Nestern der Kirche vergleichbar. Die Wahrheit ist ein Gespräch, und im Gespräch und in der Reibung der Gruppen wird sie geboren. Die Wahrheit der Großkirche für morgen fängt in den Gruppen von heute an.

Ein wundervolles Beispiel für eine Gruppe, die für die Wahrheit von morgen steht, die Gruppe von Katholiken und Protestanten, die 2003 auf dem Berliner Kirchentag gemeinsam das Abendmahl gefeiert hat. Die Leitungen beider Kirchen hatten beschlossen, dass es kein

weil ich die Kirche liebe...

gemeinsames Mahl geben sollte mit dem ewig falschen Argument, man sei noch nicht so weit. Aber da waren einige Tausend Leute, denen das nicht mehr eingeleuchtet hat. Sie waren schon so weit und haben in der Gethsemane-Kirche zusammen das Brot gegessen. Dies sei provokativ und eine Demonstration, haben damals Bischöfe gesagt. Wer ist denn provokativ? Es sind doch die Männer - seltener Frauen -, die Christen das Recht absprechen, miteinander das Brot der Hoffnung zu teilen. Wir sind nicht unsere eigenen Voraussetzungen. Das heißt an die Gnade Gottes glauben.

Voraussetzung für das heilige Mahl ist der Blick Gottes, der eine Würdigkeit in uns hinein sieht, die wir von uns aus nicht haben.

Voraussetzung für das heilige Mahl ist der Blick Gottes, der eine Würdigkeit in uns hineinsieht, die wir von uns aus nicht haben. Das ist die Voraussetzung, nicht die Einheitlichkeit in einigen Sätzen des Bekenntnisses. Wir können nicht darauf warten, bis die letzten fußkranken Mitglieder von Kirchenleitungen angekommen sind und das Mahl für erlaubt halten. Wir alle sind verantwortlich für das Fortschreiten der Wahrheit. Es gibt nicht nur die Tugend des Gehorsams, es gibt auch die Tugend des Ungehorsams und die Sünde des Gehorsams, wo man nicht gehorchen darf. Wir Deutschen wissen davon ein Lied zu singen. Es ist unsere Schuld, wenn wir

uns in zu kleine Fragen verstricken lassen und darüber die großen brennenden Fragen vergessen. Wir sind des Teufels Martyr, wenn wir in schwächlichem Leiden beklagen, dass uns das Mahl noch nicht gestattet sei und wenn wir uns nicht selbst gestatten, was Gott gestattet. Gehen sie hin an diese Orte des einen Tisches! Auf Dauer werden die Bischöfe schon fördern, was sie nicht verhindern können. Kein Wunsch wurde auf den letzten Katholiken- und Kirchentagen so deutlich und unter so viel Beifall artikuliert wie der Wunsch nach dem gemeinsamen Abendmahl. Die Front zwischen evangelisch und katholisch wird mehr und mehr eine Scheinfront. Die wirklichen Fronten aber gehen längst quer durch die Konfessionen. Die Einheitlichkeit in der Glaubensformulierung und in den Glaubensstraditionen bedeutet noch nicht die Einheit der Kirche und des Glaubens, so wie die Trennung in der Glaubensformulierung und in der Frömmigkeitstradition noch nicht die Trennung im Glauben bedeutet.

Die letzte Frage von Prälat Rose: „Wenn ich an die Kirche im nördlichen Schwarzwald denke...“ Meine Prognose mischt sich mit meinen Wünschen, also fabuliere ich eher, als ich voraussage:

1. Die Kirche von morgen wird weniger staatsverbunden sein. Was aus den Feiertagen und Sonntagen wird, wissen wir nicht. Ob der Name Gottes in der europäischen Verfassung genannt wird, wissen wir nicht. Ob der Staat so selbstverständlich die theologischen Fakultäten fördert und den Religionsunterricht in den Schulen, ist

Evangelische
Sammlung
in Württemberg



Herausgefordert von der Postmoderne - Impulse für die Gemeindearbeit

Prof. Dr. Heinzpeter Hempelmann

Herzliche Einladung zur
Landesversammlung 2012

Samstag
20. Oktober 2012
im Haus des CVJM Stuttgart,
Büchsenstraße 37

Program m

Samstag, 20. Oktober 2012

- | | |
|-----------|---|
| 14.30 Uhr | Landesversammlung
mit Bericht des Vorsitzenden |
| 15.00 Uhr | Vortrag |
| 16.00 Uhr | Aussprache |
| 16.30 Uhr | Abschluss |

**Die Evangelische Sammlung
in Württemberg lädt herzlich ein.**

Eine Anmeldung ist nicht erforderlich.

Prof. Dr. Heinzpeter Hempelmann

Herausgefordert von der Postmoderne - Impulse für die Gemeindearbeit

Der Kirche und dem Glauben bläst der Zeitgeist der Postmoderne immer stärker ins Gesicht. Wegducken? Nein, sagt der evangelische Theologe und Dozent Heinzpeter Hempelmann: Die Herausforderung annehmen – das fördert die Durchblutung im Angesicht und schafft rote Backen. Schließlich hat die junge Kirche in der Antike eine ähnliche Situation schon einmal gemeistert.

Anders als die Christen damals stehen jedoch die Gemeinden heute der Pluralität, der Resignation und Lähmung nicht gegenüber, sondern sind ein bedeutender Teil davon. „Wir sind nicht mehr nur Kirche im Pluralismus, sondern pluralistische Kirche“, beobachtet der Theologe beim Blick auf die Milieus der Kirche.

Christen müssen vor den Herausforderungen der Zeit nicht zurückschrecken. Das Evangelium ist in seiner Kraft nicht abhängig von der jeweiligen Kultur. Das Wort Gottes hat Kraft aus sich selbst heraus. Aber gerade dieses Wort Gottes ist aus einem sehr alten Korsett der Kirche zu befreien, um den Zugang zu postmodernen Lebenswelten zu eröffnen. Das Evangelium ist größer und weiter als die Gestalt des Glaubens, die „uns“ Heimat bietet.



Prof. Dr. Heinzpeter Hempelmann

(Jg.1954) verheiratet, zwei Kinder.

- Theologischer Referent im EKD-Zentrum Mission in der Region, Stuttgart;
- Honorarprofessor für Systematische Theologie und Religionsphilosophie an der Evangelischen Hochschule Tabor (EHT), Marburg;
- Gastdozent an der Internationalen Hochschule Liebenzell (IHL)

Kontakt:

Geschäftsstelle der Evang. Sammlung in Württemberg
 Renate Klingler
 Gabriel-Biel-Platz 2 · 72574 Bad Urach
 Tel. 07125-9467228
 Fax 07125-9467221
 E-Mail evangelische.sammlung@kirche-ev-badurach.de

ungewiss. Das ist Chance einer neuen Freiheit der Kirche. Sie muss nicht mehr zwei Herren dienen, sie hat nur mehr einen.

2. Die Kirche von morgen wird kleiner und ärmer sein. Sie wird die reichen Mittel für ihre Kirchbauten, Akademien und sozialen Einrichtungen nicht mehr haben. Das ist die Chance einer neuen Konzentration der Kirche. Sie wird neu lernen können und müssen, wer sie ist und was sie soll.
3. Die Kirche von morgen wird ökumenisch sein. Die neue Ökumenizität befreit von den falschen und kindischen Fragen, in die die Konfessionen heute noch verstrickt sind. Die verschiedenen Konfessionen können einander dienen mit ihren spezifischen Charismen.
4. Die Kirche von morgen wird weniger klerikal dirigiert sein. Sie wird angewiesen sein und beschenkt werden von den Charismen der Laien und der Ehrenamtlichen.
5. Die Kirche von morgen wird stärker von Frauen bestimmt sein. Vermutlich wird dadurch ihre Theologie riskanter und vielfältiger. Theologische Korrektheit und Irrtumsvermeidung werden eine geringere Rolle spielen.
6. Die Kirche von morgen wird weniger eurozentrisch bestimmt sein. Es werden andere Formen der Frömmigkeit und der Gottesdienste in sie eindringen, das ist Gefahr und Chance zugleich.
7. Die Mitglieder der Kirche von morgen kommen aus einer so traditionsfernen

Gesellschaft, dass sie sich in Freiheit und mit wenig Ressentiment den Überlieferungen des Christentums wieder zuwenden können. Traditionsbrüche erzeugen Aufgeschlossenheit für Traditionen.

Man kann die Zukunft der Kirche kritischer lesen, und es fällt sicher leichter, die zukünftigen Schwierigkeiten zu beschreiben. Wenn man aber die Hoffnung behalten und handeln will, muss man sich der Mühe unterziehen, die Möglichkeiten unter all den Unmöglichkeiten herauszulesen und sich nicht in der Beschreibung des Unglücks zu erschöpfen. Was also werden und sollen die spirituellen Züge und die Aufgaben der Kirche von morgen sein?

Sie soll Gott loben: Die erste Aufgabe der Kirche sind die Gottesdienste, ist das Gebet, ist die spirituelle Befähigung ihrer Mitglieder und Amtsträger zum Gebet und zum Lob Gottes. Das Gebet, die Gottesdienste, das Lob Gottes sind um ihrer selbst willen da. Sie verfolgen keine Absichten. Ihre köstliche Zwecklosigkeit ist vielleicht das Schönste an ihnen. Aber sie sind als primäre Aufgabe der Kirche gerade wegen ihrer Zwecklosigkeit auch schwer zu verteidigen. Alles, was Zwecke hat, legitimiert sich selbst; was keine Zwecke hat, hat es schwer.

Wenn ich ängstlich wäre, würde ich befürchten, dass die Kirche nur das tut, was sich nach außen rechtfertigen lässt und was allen einleuchtet; nur das sagt, womit sie der säkularen Gesellschaft schmackhaft ist. Das heißt: sie würde den Namen Gottes verschweigen.

Ich hoffe auf eine Zeit, in der die Linken fromm werden und die Frommen links.

Sie soll das Recht ehren: Die Kirche, die gesellschaftlich

bedeutungsloser geworden ist, die nicht mehr einem König oder einer Staatsidee verpflichtet ist, ist freier in ihren geistlichen und politischen Optionen. Sie kann leichter lernen, dass Spiritualität nicht hauptsächlich eine Frage religiöser Techniken ist, die unabhängig davon sind, wofür eine Gruppe steht und welche Optionen sie hat. Beten kann man, wenn man weiß, wofür man beten soll. Die Spiritualität der Kirche ist zuallererst ihre Aufmerksamkeit auf die Gesichter der Menschen; auf ihre Leiden und auf ihr Glück. Spiritualität ist die Erkenntnis der Augen Christi in den Augen des hungernden Kindes, der gequälten Frauen, der Menschen, die aus allen Sicherungen heraus gefallen sind. Diese Spiritualität lehrt Fragen stellen: Wer leidet? Warum leidet er? Wer macht Leiden? Ich hoffe auf eine Zeit, in der die Linken fromm werden und die Frommen links. An der unglückseligen Arbeitsteilung zwischen Frommen und Kritischen haben wir lange genug gelitten.

Wenn ich ängstlich wäre, würde ich befürchten, dass die Kirche, wo ihr die gesellschaftliche Akzeptanz verloren geht, sich eifrig bemüht, politisch unauffällig zu werden und ihre prophetische Aufgabe zu vernachlässigen.

Sie soll Gesicht zeigen: Die Kirche soll zeigen, wer sie ist und welche Schätze sie zu verwalten hat. In der Zeit verlöschender Träume soll sie eine Art Erinnerungswerkstatt sein, in der an den inneren Mustern von Menschen gebaut wird. Tradition verstehe ich als eine

Überlieferung der Bilder der Lebensret-

tung, die Menschen miteinander teilen. Dass das Leben kostbar ist; dass Gott es liebt; dass einmal alle Tränen abgewischt werden; dass die Armen die ersten Adressaten des Evangeliums sind, dass singt und spielt uns diese Tradition in vielen Geschichten und Liedern vor. Es ist nicht das Wichtigste, dass Menschen durch die öffentliche Sprache der Kirche zur ihren Mitgliedern werden. Wichtig ist, dass Menschen in ihren Träumen und in ihrem Gewissen gebildet werden. Die Erinnerung an die Träume schuldet die Kirche einer traumlosen Gesellschaft.

Wenn ich ängstlich wäre, würde ich vermuten, dass der Kirche der Stolz abhandenkommt, sich öffentlich zu zeigen. Sie könnte zu einer kleinen Gruppe von selbstvergewisserten Menschen werden, die nur noch nach innen denkt und nicht mehr wahrnimmt als sich selber.

Wen man liebt, dem sagt man eine bessere Zukunft voraus, als er vielleicht haben wird. Und weil ich die Kirche liebe – nicht nur das Christentum, darum sage ich: Die Kirche wird nicht sterben, sie wird sich verwandeln. Was wir erleben, sind die Geburtsschmerzen einer gereinigten Kirche. Aber auch der Geburtsschmerz ist ein Schmerz. „Eine Frau, wenn sie gebiert, hat Schmerzen, denn ihre Stunde ist gekommen. Wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst um der Freude willen, dass ein Mensch zur Welt gekommen ist.“ (Johannes 16, 21)

Heinzpeter Hempelmann



Herausgefordert von der Postmoderne

Impulse für die Gemeindegarbeit

In der Vorbereitung der Landesversammlung am 20. Oktober 2012 führte Werner Schmückle ein Gespräch mit dem Referenten Prof. Dr. Heinzpeter Hempelmann

Herr Professor Dr. Hempelmann, sie sind württembergischer Pfarrer und schon lange Jahre mit der Evangelischen Sammlung verbunden. Können Sie uns etwas über Ihren persönlichen Werdegang sagen?

Ich bin gebürtiger Rheinländer und komme aus einem engagierten christlichen Elternhaus freikirchlicher Prägung. Ich habe lange gebraucht, bis ich den Weg in die evangelische Kirche gefunden habe. Ausschlag gebend war für mich, dass ich erkannte, welche enormen missionarischen Chancen Volkskirche bietet. Nach einem sehr kritischen und meinen ursprünglich sehr fundamentalistischen Glauben radikal in Frage stellenden Religionsunterricht entschied ich mich, Theologie und Philosophie zu studieren, um heraus zu bekommen, was dran ist am christlichen Glauben und ob man ihn auch gegenüber kritischen Positionen bewahren kann. Ich habe in der Württembergischen Kirche eine geistliche Heimat gefunden, für die ich tief dankbar bin. Mein beruflicher Weg umfasst verschiedene Stationen. Zurzeit komme ich ei-

ner Doppelaufgabe nach: Einerseits bin ich Theologischer Referent im EKD-Zentrum für Mission in der Region, Stuttgart; zum anderen nehme ich eine Professur für Systematische Theologie und Religionsphilosophie in Marburg an der EHT sowie Lehraufträge in Greifswald (für Praktische Theologie) und an der IHL, Liebenzell, wahr.

Worin sehen Sie den Beitrag der Evangelischen Sammlung für unsere Kirche?

Die Evangelische Sammlung hat aus meiner Sicht die Aufgabe, einerseits die Frage der Kontinuität zu bedenken: Sind wir - noch - evangelisch? Identität muss auch im Anschluss und in Auseinandersetzung mit der Tradition gewahrt und bewahrt werden. Sie hat andererseits auch die Aufgabe, mit anderen zusammen nach vorne zu denken: Was heißt es denn, unter den Bedingungen fortschreitender Säkularisierung evangelisch zu sein?

Sie sind Mitarbeiter des EKD – Zentrums Mission in der Region. Welche Ziele hat dieses Zentrum?

Das EKD-Zentrum für Mission in der Region ist zusammen mit zwei anderen Zentren gegründet worden, um den Zielen des Reformprozesses, wie sie vor allem in der Programmschrift „Kirche der Freiheit“ formuliert worden sind, mehr und neuen Schub zu geben. Grundsätzlich geht es darum, die Kirche zukunftsfest zu machen und auf die Entwicklungen vorzubereiten, mit denen wir zu rechnen haben. In diesem Zusammenhang kommt der Frage der Mission eine entscheidende Bedeutung zu, auch in Aufnahme der Impulse der EKD-Synode von Leipzig im Jahr 1999. Wir gehen der Spur nach, ob wir nicht auch neue Formate von Kirche brauchen, um dem missionarischen Auftrag als Volkskirche auch in Zukunft, - in Zukunft noch besser! - nachkommen zu können.

Was sind Ihre Aufgaben?

Die Aufgaben sind vielfältig. Schwerpunkte meiner Arbeit liegen in zwei Pilotprojekten im Neuffener Tal und im Dekanat Ladenburg/ Weinheim der Evangelischen Kirche in Baden. Ich versuche in verschiedenen demographischen und geographischen Kontexten herauszubekommen, inwiefern uns ein sozialwissenschaftliches Werkzeug wie das Sinus-Milieu-Modell und andere Ansätze helfen können, zu verstehen, welche Menschen wir erreichen und welche nicht. Und weitergehend: ob man aus

diesem fremden Blick auf die Reichweite von Kirche in der Gesellschaft auch etwas ableiten kann für die Frage, wie wir an den Lebenswelten von Menschen „andocken“ können, die kirchenfern leben. Meinem Eindruck nach gibt es hier ungeheure Schätze zu heben.

Unsere Landeskirche hat gemeinsam mit der Badischen Landeskirche eine Studie zu den Milieus in der Kirche in Auftrag gegeben. Wofür kann eine solche Studie hilfreich sein?

Ich bin sehr dankbar, dass es gelang, dass beide Landeskirchen diese Studie gemeinsam durchführen. Die Studie kann uns helfen wahrzunehmen, welche Lebenswelten kirchenaffin sind und welche nicht; wie sich Glaubenshaltungen in den unterschiedlichen Milieus darstellen; wie man Menschen ansprechen kann. Vor allem soll sie zunächst einmal Seehilfe sein, wie Professorin Claudia Schulz als Mitarbeiterin im Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD formuliert hat. Dann haben wir einen ganzen Werkzeugkoffer entwickelt, um verschiedene Anwendungsmöglichkeiten zu haben. Ich nenne nur das EKD-Projekt eines milieusensiblen Glaubenskursmarketings, das versucht, die verschiedenen Kurse zum Glauben verschiedenen Milieus zuzuordnen, oder aber auch die Frage milieusensibler und milieudifferenzierender Gottesdienstgestaltung oder eines milieusensiblen Taufkasuals. Die Anwendungsmöglichkeiten sind jetzt schon vielfältig.

Bei der Landesversammlung der Evangelischen Sammlung werden Sie ein Impulsreferat zum Thema „Die Herausforderung der Postmoderne für die Gemeindegemeinschaft“ halten. Dazu möchte ich schon vorab zwei Fragen stellen: Worin sehen Sie die hauptsächliche Herausforderung?

Ich sehe vor allem eine doppelte Herausforderung: Wir müssen wahrnehmen, dass wir weite Teile der Bevölkerung nicht mehr erreichen, und wir müssen fragen, warum das so ist. Dabei kann uns die Lebensweltforschung einen Dienst erweisen. Wenn dieser Schritt getan ist, geht es um eine schlicht missionstheologische Aufgabe. Postmoderne Milieus sind nicht unchristlich, sondern weithin a-christlich. Wir stehen vor der enorm spannenden Aufgabe der Kontextualisierung des Evangeliums in moderne und postmoderne Mentalität und Milieus hinein.

Wie kann sich die Kirche in ihrer Verkündigung und Gemeindegemeinschaft auf postmodernes Denken und die entsprechende Lebenshaltung einlassen?

Einlassen bedeutet nicht anpassen, sondern andocken; es bedeutet, sich in Analogie zur Kommunikation Gottes in Jesus Christus, der sich in unsere Lebenswelt hineinbegibt, sich auf die Menschen einzulassen, die wir erreichen wollen. Eine spannende, herausfordernde und lohnende Aufgabe!

Ich freue mich auf Ihr Referat und danke Ihnen für dieses Interview.

Homo sapiens

Und was fangen wir, Herr,
mit den Menschen an,
diesem filzigen,
abergläubigen Clan
mit den falschen Göttern
von jedermann?

Und was machen wir, Herr,
mit dem Träumerblut,
mit dem flackernden Wahn in
großer Glut,
die vorandrängt und
wer weiß, was sie tut?

Und was sollen wir, Herr -
dieser junge Tor
stürmt wichtig und jäh aus
dem Leben hervor -,
mit ihm und dem ganzen
dröhnenden Chor?

Und was fangen wir,
Herr, mit uns selber an,
mit den Fluten in uns
und dem wilden Kahn
und den Abstürzen
folglichs dann und wann?

Rolf Walker

Harald Klinger



„Wie geht's?“

Philipper 1, 12-21,
Predigt am Sonntag Laetare, 18. März 2012

Liebe Gemeinde,

Passion und Freude bindet dieser Sonntag mit dem Namen Laetare zusammen. Geht das? Hinein in die Zeit, in der wir das Leiden Jesu bedenken, ergeht der Imperativ: Freut euch! Laetare! Aber, ist das nicht ein bisschen viel verlangt? Ist das nach dieser Woche mit dem schweren Busunglück in der Schweiz, das von jetzt auf nachher so viele in so schweres Leid stürzte, nicht eine Zumutung? Passion und Freude – sind sie nicht wie Feuer und Wasser?

Mit diesen Fragen und mit unseren tausend Traurigkeiten hören wir auf Gottes Wort. Paulus schreibt: *Ich lasse euch aber wissen, liebe Brüder: Wie es um mich steht, das ist nur mehr zur Förderung des Evangeliums geraten. Denn dass ich meine Fesseln für Christus trage, das ist im ganzen Prätorium und bei allen andern offenbar geworden, und die meisten Brüder in dem Herrn haben durch meine Gefangenschaft Zuversicht gewonnen und sind umso kühner geworden, das Wort zu reden ohne Scheu. Einige zwar predigen Christus aus Neid und Streitsucht, einige aber auch in guter*

Absicht: diese aus Liebe, denn sie wissen, dass ich zur Verteidigung des Evangeliums hier liege; jene aber verkündigen Christus aus Eigennutz und nicht lauter, denn sie möchten mir Trübsal bereiten in meiner Gefangenschaft. Was tut's aber? Wenn nur Christus verkündigt wird auf jede Weise, es geschehe zum Vorwand oder in Wahrheit, so freue ich mich darüber. Aber ich werde mich auch weiterhin freuen; denn ich weiß, dass mir dies zum Heil ausgehen wird durch euer Gebet und durch den Beistand des Geistes Jesu Christi, wie ich sehnlich warte und hoffe, dass ich in keinem Stück zuschanden werde, sondern dass frei und offen, wie allezeit so auch jetzt, Christus verherrlicht werde an meinem Leibe, es sei durch Leben oder durch Tod. Denn Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn. (Phil 1, 12-21)

Wie geht's? Danke, gut! Wie oft fragen wir so und wurden wir so gefragt? Wie geht's? Wie oft haben wir schon so geantwortet? Danke, gut! Die Frage „Wie geht's“ kommt aus einer Verbundenheit und zeigt Interesse an einem Menschen an. Manchmal mehr, manchmal weniger. Sie kann richtig gut tun. Die Antwort

„Danke, gut“, nun, die geben wir gelegentlich auch dann, wenn es uns nicht nur gut geht. Weil wir den Frager nicht belasten wollen. Oder wir verstecken uns hinter einem formelhaften „Danke, gut“, um nicht reden zu müssen. Was gut gemeint ist, verkommt dann zu einem belanglosen und auch unpersönlichen Wortwechsel. Schade um die vertane Chance, Leben zu teilen.

Wie geht's, Paulus? Danke, gut, liebe Geschwister in Philippi! So lässt sich unser Abschnitt kurz zusammen fassen. Aber die Frage und die Antwort sind weit von einem formelhaftem „How do you do?“ und „Nice to meet you“ entfernt. Die Frage der Philipper kommt aus großer Sorge um den Apostel, der „für Christus“ im Gefängnis sitzt. Sie bangen um sein Leben. Um so überraschender und erstaunlicher deshalb seine Antwort „Danke, gut!“. Die Begründung seiner Antwort aber macht mehr als Staunen! Nein, er sagt nicht: „Ich bekomme ausreichend zu essen! Sie behandeln mich ordentlich. Gelegentlich darf ich die Sonne sehen!“ Das alles traf sicherlich auch nicht zu. Gefängnisse waren dunkle Verließe. Gefangene wurden wie der letzte Dreck behandelt. Einen humanen Strafvollzug kannten die alten Römer nicht. Und wenn jemand Jesus Christus als Herrn bekannte und nicht den Kaiser als Gott verehrte, kannten sie kein Pardon. Doch das alles war für den Apostel bei seiner Antwort nicht maßgeblich.

Der Apostel Paulus sagt, es gehe ihm gut, weil er durch seine Gefangenschaft sogar im Gefängnis den Namen seines Herrn Jesus Christus bekannt machen kann. Weil das Evangelium von Jesus Christus trotz seiner Gefangenschaft

weiter verkündigt wird. Weil er sich vom Gebet der Gemeinde getragen weiß. Und weil sein Heiland Jesus Christus seine große Hoffnung und Freude ist. Zuge-spitzt gesagt, sagt Paulus: Fragt nicht, wie es mir geht? Fragt besser danach, wie es dem Evangelium geht und wie es um das Reich Gottes steht. Geht es mit dem Evangelium voran, geht es mir gut. „Wenn nur Christus verkündigt wird!“ Wie geht es Ihnen, wenn Sie dieses hören? Ich erschrecke und frage: Ist mir die Verkündigung des Evangeliums in gleicher Weise ein Herzensanliegen? Ermutige ich durch mein Leben zu einem Leben mit Jesus Christus? Bin ich dankbar für all das, was bei uns an Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus geschieht? Weiß ich zu schätzen, dass ich eingebunden bin in eine Gemeinde, die für mich betet – und bete ich treu für die, denen es nicht gut geht? Was wissen wir in der Gemeinde voneinander? Ganz besonders aber: Ist Christus mein Leben, meine Freude und meine Hoffnung? Und ist die Verbundenheit mit ihm so stark, dass ich nichts, nicht einmal den Tod fürchte? Paulus trägt in seinem Herzen die unerschütterliche Gewissheit, dass nichts und niemand ihn von seinem Herrn trennen kann. Ja sogar, dass sein Leiden ihn seinem Herrn näher bringt, der für uns litt – und damit auch dem Leben, das er durch sein Leiden hindurch erlangte.

Nicht nur das persönliche Ergehen könnte Paulus Anlass zur Klage und Sorge geben. An das Ohr des Apostels dringen wohl auch besorgniserregende Nachrichten. Während ihm die Hände und die Füße gebunden sind, nehmen andere in der Gemeinde – auch aus

zweifelhaften Motiven heraus - seinen Platz ein. Sie wollen sich heraus stellen, nicht das Evangelium, sich einen Namen schaffen, nicht Jesus Christus. Paulus nimmt es mit großzügiger Gelassenheit zur Kenntnis und sagt: Hauptsache, Jesus Christus wird verkündigt. Wenn nur die rettende Botschaft zu den Menschen kommt. Wenn nur das Reich des Meisters ausgebreitet wird.

Mir ist Paulus da fast zu großzügig und zu gelassen. Aber er macht mich nachdenklich und lässt mich betroffen fragen: Wer fragt bei uns, ob Jesus Christus verkündigt wird? Wen kümmert es, wie es dem Reich Gottes geht? Ob es wächst, ob es sichtbar wird – und wie. Wen belastet es, wenn Menschen aus der Kirche austreten? Haben wir alle uns nicht zu sehr damit abgefunden? Wem ist es ein Gebetsanliegen, dass die Konfirmanden einen Platz in unserer Gemeinde finden? Wem bereitet es schlaflose Stunden, dass immer mehr Menschen nicht an Jesus Christus glauben, aber der Aberglaube immer mehr Macht gewinnt?

Mir geht es nicht gut, wenn der Name Jesu Christi in den Hintergrund tritt oder verschämt verschwiegen wird. Mir geht es nicht gut, wenn ich bedenke, wie sehr wir in Kirche und Gemeinde mit zurückgehenden Gemeindegliederzahlen und Finanzmitteln beschäftigt sind und wie wenig mit der Frage, wie wir Menschen mit dem Evangelium erreichen und sie für Jesus Christus gewinnen. Mir geht es nicht gut, wenn bei uns Immobilien- und Strukturfragen wichtiger zu sein scheinen als die Frage

nach dem geistlichen Leben in der Gemeinde. Mir geht es nicht gut, wenn ich sehe, wie wir als Kirche durch Strukturen gefangen sind und wie sehr wir mit uns selbst beschäftigt sind. Das alles ist nicht gut. Und es wird mit der Kirche auch nicht besser, wenn wir im alten Denken verharren, wenn wir Traditionen beschwören und wenn wir uns um uns sorgen statt um das Evangelium und das Reich Gottes.

Paulus will uns heraushelfen aus Selbstbeschäftigung und Selbstmitleid, aus Resignation und Lethargie in Kirche und Gemeinden. Und gibt uns mit, dass unser erster und vornehmster Auftrag ist, Jesus Christus zu verkündigen und zum Leben mit ihm einzuladen. Geht's dem Evangelium gut, geht's der Gemeinde gut.

Liebe Gemeinde, der Apostel empfindet, denkt und handelt so anders als wir. Und das gibt mir zu denken! Dem Paulus sind die Hände und die Füße gebunden. Aber Resignation ist ihm fremd. Sein Leben ist bedroht. Aber er verfällt nicht der Wehleidigkeit und dem Selbstmitleid, er kennt keine Angst und keine Scheu. Trotz seiner prekären Situation erfüllt ihn grenzenloses Christusvertrauen und eine uneingeschränkte Christusfreude. Weil sein Herz davon erfüllt ist, muss sein Mund davon reden. Und darum nimmt er nicht Rücksicht auf political correctness oder auf mögliche Nachteile. Obwohl er wegen seiner Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus gefangen gesetzt ist, kann ihn nichts und niemand hindern, von Jesus Christus zu reden und das Evangelium

weiter zu sagen. Paulus muss mit nahem Tod rechnen und kann getrost sagen: „Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn.“ Wer das sagen kann, der hat's wirklich gut!

Wie in manchem fordert uns Paulus heraus. Sein Christus-Vertrauen beschämt unseren Klein- und Unglauben. Seine Freude an seinem Herrn und dem von ihm geschenkten Heil steckt uns an, fröhliche Christen und damit auch freudige Christuszeugen zu sein. Bei Paulus und auch sonst in der Bibel lerne ich,

dass das Vertrauen und die Freude des Glaubens sich dort einfinden, wo sich Menschen für Jesus Christus einsetzen. Und umgekehrt verlieren sie sich, wo wir sie nur für uns haben wollen. Gold wird eben im Feuer geläutert. Passion und Freude schließen sich nicht aus, wenn im Herzen das Feuer des Glaubens brennt. Amen.



Arno Backhaus

Auf die Straße, fertig los!

Arno Backhaus aus Calden bei Kassel, live seit 1950 erlebbar, mehr als 40 Jahre mit der gleichen Frau verheiratet, 3 coole erwachsene Kinder, studierter Sozialarbeiter, aktiver Liedermacher, E-fun-gelist, Bestsellerautor mit über 150.000 Exemplaren, verrückter Aktionskünstler, T-Shirt-Drucker, Missio-Narr und sprühender Idealist.



Eine vorwiegend christlich fundierte Weltanschauung gehört bei der Mehrzahl der Bevölkerung heute bereits der Vergangenheit an. Wie können wir Christen lernen, mit den Realitäten des Zeitgeistes richtig umzugehen, und in einer pluralistischen Gesellschaft auch hin und wieder unkonventionelle Wege gehen? Wie können wir in dieser Umge-

bung „unser Licht leuchten lassen“ als Menschen, die eine konkrete Hoffnung haben? Mutige differenzierte Christen sind gefragt, die sich wieder in die Öffentlichkeit begeben. Überlassen wir doch die Straße nicht den obskuren Sekten oder auch der Spezies von Christen, die nur in Schwarz-Weiß-Kategorien denken und reden. Wir müssen flexi-



bel und bereit sein, mit Liebe und Phantasie völlig neue Wege einzuschlagen, um den Glauben an Jesus Christus in lebendiger Weise modernen Menschen zugänglich zu machen. Wie stellen wir es an, den anderen auf die Beine zu helfen, ohne ihnen auf die Zehen zu treten?

Viele Menschen haben heute keine Fragen mehr nach Gott, Gott ist ihnen gleichgültig. Umso mehr sollten wir die anderen herausfordern und provozieren, Fragen nach Gott zu stellen. Stellen sie sich als „Büchsenöffner Gottes“ zur Verfügung. Wenn Menschen auf die Suche gehen, haben Sie schon einen wichtigen Schritt erreicht. Helfen Sie anderen zuerst „zu suchen“, bevor sie helfen „zu finden“. Machen sie sich immer klar, dass Sie als Christ beobachtet werden. Welche Atmosphäre herrscht unter Ihren Mitarbeitern? Welche Art Umgang pflegen Sie miteinander in Ihrer Familie, wie ist Ihre Beziehung zu anderen, sind sie offen? Wir müssen nicht perfekt sein, aber ehrlich! Sind wir wirklich von Jesus begeistert, nicht übertrieben künstlich, sondern fröhlich, ermutigend und einladend, oder spulen wir ein Programm oder ein missionarisches Konzept herunter? Manche Nichtchristen sind sehr sensibel und können schnell hinter unsere Fassade blicken. Wenn Sie bei Gesprächen den Eindruck haben, die Person passt in eine andere Gemeinde besser, empfehlen Sie ruhig auch andere Gemeinden. Es geht ja um den Menschen, dass er Anschluss an Jesus und eine geistliche Heimat bekommt, nicht dass Ihre Gemeinde neue Mitglieder erhält.

Erstkontakt

Bei ersten Kontakten, die wir auf der Straße, in Cafes, an der Universität oder anderen öffentlichen Räumen knüpfen, geht es nicht in erster Linie um Bekehrungen. Entmutigen Sie sich deshalb nicht, legen Sie den Maßstab für Gespräche und Kontakte nicht zu hoch. Bekehrungen kommen dort vor, wo Gottes Geist dies bewirkt, nicht wo wir das planen. Bleiben Sie in allen Gesprächen unverkrampft und gelassen. Der persönliche Kontakt und die Gespräche über ihre eigenen Erfahrungen mit Gott sind wichtiger als alle „unpersönlichen“ Handzettel oder Veranstaltungen. Belassen Sie es nicht dabei, Menschen irgendwohin eingeladen zu haben, sondern nehmen Sie bald wieder zu diesen Personen Kontakt auf.

Wer ist Ihre Zielgruppe?

Wir sollten uns auch immer fragen, mit wem wir es zu tun haben. Ist es ein Intellektueller oder Rentner, ein Moslem oder ein Anhänger einer Sekte? Aus welcher Kultur kommt mein Gegenüber, was denkt oder glaubt er, welche Maßstäbe sind seine? Wenn Sie andere wirklich vom Herzen erreichen wollen, dann sollten sie dem Griechen ein Grieche und dem Jude ein Jude werden, oder wie es ein altes Indianerwort sagt, erst einmal eine Weile in seinen Mokassins laufen, d.h. seine Denk- und Lebensweise versuchen zu verstehen, was nicht gleichzusetzen ist mit gutheißen.

Kampfatmosphäre

Achten Sie während eines Gesprächs darauf, dass Sie der Versuchung widerstehen, Nebensachen zu Hauptsachen zu machen: Verlieren Sie sich nicht in endlosen Debatten und Gefechten um Themen, die der Zeitgeist aufwirbelt. Nehmen Sie die Kampfatmosphäre aus dem Gespräch, sobald Sie merken, dass jemand nur mit Ihnen diskutieren will. Sie wollen ja nicht gewinnen, sondern Sie wollen den anderen für Gott gewinnen. Bemühen Sie sich, christlichen Glauben nicht auf Moralismus zu reduzieren, sondern eine persönliche Beziehung zu ihrem Gegenüber aufzubauen. Die zentrale Botschaft des Evangeliums ist die Versöhnung des Menschen mit seinem Schöpfer durch Jesus Christus. Nicht auf mich, meine Meinung, meinen Glauben, meine Erfahrungen will ich hinweisen, sondern auf Gottes Liebe. Machen Sie aus einem Gespräch eine Begegnung, die zu einer lebensverändernden Beziehung mit Jesus führt.

Herzlich, nicht nur verständlich

Jahrelang war angesagt, „verständlich“ vom Glauben zu reden. Kommen Sie aus dieser Sackgasse heraus und zeigen Sie, wie man „herzlich“ vom Glauben reden und ihn leben kann. „Verständlich reden“ ist auf den Verstand ausgerichtet. Versuchen Sie doch viel mehr, das Herz zu erreichen, und verlieren Sie sich nicht in einen argumentativen Schlagabtausch. Führen Sie missionarische Gespräche, aber ohne Krampf und Psycho-Druck. Üben Sie zwanglos, aber nicht

belanglos, ins Gespräch über Jesus zu kommen. Seien Sie hochgradig missionarisch, aber bauen Sie trotzdem den Missionsstress ab. Machen Sie den Spruch wahr, dass es da, wo Christus gegenwärtig ist, keine Sieger und Besiegte gibt, sondern nur Versöhnte. Bleiben Sie in allen Gesprächen in Kontakt mit Gott und beten Sie für Ihren Gesprächspartner.

Zuhören

Gewöhnen Sie sich bei einem Gespräch an, zuzuhören, bevor Sie reden! Hören Sie heraus: Welche Probleme hat der andere? Welche Fragen bewegen ihn? Welche Verletzungen haben ihn aggressiv gemacht, welche Vorurteile hat er oder was treibt ihn an? Erst dann (!!) ist angesagt, darauf zu reagieren. Bieten Sie Antworten und Hilfe an, aber achten Sie auf die Reihenfolge: Zuhören, Problem erkennen und wahrnehmen und erst dann gegebenenfalls Hilfe anbieten. Zeigen Sie Ihrem Gegenüber, dass Sie an ihm Interesse haben und sich bemühen, ihn auch wirklich zu verstehen und ernst zu nehmen.

Sie reden, bevor Sie etwas sagen

Ihre Ausstrahlung und Art, wie Sie auf Ihr Gegenüber eingehen, wie Sie zuhören und reagieren, redet schon und meistens viel deutlicher als das beste Argument. Eine Studie hat ergeben, dass nur 7% von dem Gesagten bei dem Gegenüber hängen bleibt, 30 % vom Tonfall abhängig ist und mehr als 50%

von der Haltung und sonstigen Ausstrahlung. Das heißt, wenn Sie mit einer Person sprechen, speichert diese mehr über Sie als Person als die Worte, die Sie gesagt haben!

Gelassenheit und Geduld

Bleiben Sie in jedem Gespräch gelassen und geduldig! Gott hat andere Zeitvorstellungen als wir. Tun Sie alles und sagen Sie alles, was Sie glauben, dass in der Situation hilfreich ist, den ganzen Rest überlassen Sie Gott. Was Sie heute säen, geht vielleicht erst in 10 Jahren auf. Gott hat die Verantwortung und er weiß mehr als wir. Wir tun manchmal so, als hinge alles von uns ab, als ginge ohne unsere gut gemeinten Worte die ganze Welt zugrunde.

Über sich selbst lachen

Lernen Sie, immer mehr über sich selbst zu lachen und seien sie ehrlich. Das fördert eine gute Kommunikation und hilft anderen, uns immer ernster zu nehmen. Sie können über sich selbst lachen, wenn Sie aus dem Bewusstsein leben, dass Gott Sie bedingungslos liebt. Viele leben nicht aus der Liebe Gottes heraus, sondern sie glauben nur daran. Das ist ein großer Unterschied! Deshalb sind viele Christen noch so verbissen und verkrampft.

Beziehung

Bauen Sie eine Beziehung auf und reden Sie nicht nur von Ihren Erlebnissen, Ihrem Glauben und Ihrem Denken. Fragen Sie lieber Ihren Gesprächspartner, was er denkt, glaubt, mag, verabscheut, etc. Und versuchen Sie nicht gleich, das Gehörte in richtig und falsch, biblisch und unbiblisch einzuordnen. Lassen Sie es erst einmal unkommentiert. Dazu gehört viel Disziplin. Es wird aber auf Dauer helfen, den anderen zu gewinnen. Disziplinieren sie sich, in Gesprächen nicht überheblich oder rechthaberisch zu wirken! Vielleicht ist Ihnen schon einmal aufgefallen, dass wir Christen immer alles wissen und besser wissen. Wir wissen, wer Gott ist, wir wissen genau, wie die Welt entstand, wir wissen auch genau, wie sie enden wird, wir können alles ganz genau erklären und scheinbar beweisen. Es ist sehr anstrengend, mit Menschen, die alles (besser) wissen zu reden, geschweige denn, eine Beziehung oder Freundschaft entstehen zu lassen.

Also hören Sie auf, ständig zu korrigieren, zu belehren, zurechtzurücken, zu verbessern und anzuklagen. Wir sind nicht der Maßstab der Welt! Machen Sie sich frei vom dem Missions-Stress, dem Leistungsdruck und dem Bekehrungszwang! Der Heilige Geist weht, wo er will!

N A C H R U F

Am Samstag, dem 5. Mai 2012
ist der ehemalige Vorsitzende der Evangelischen Sammlung

Dekan i.R. Gerhard Greiner

im Alter von nahezu 85 Jahren in Backnang verstorben.

Gerhard Greiner wurde am 19.08.1927 in Plochingen geboren. 1953 trat er seine erste Pfarrstelle in Schwarzenberg bei Freudenstadt an. Weitere Stationen waren die Pfarrstellen an der Leonhardskirche in Stuttgart (seit 1964) und der Martinskirche in Kornwestheim (seit 1971). Von 1979 bis zu seinem Ruhestand im Jahr 1992 war er Dekan in Backnang. Den Ruhestand verbrachte er in Backnang und in Freudenstadt. Von 1978 bis 2001 war er Mitglied der 9. bis 12. Landessynode, die ersten beiden Perioden auch als stellvertretender Vorsitzender des Rechtsausschusses. In der 12. Synode war er deren Alterspräsident und Mitglied des Landeskirchenausschusses. Zum Vorsitzenden der Evangelischen Sammlung wurde er in schwierigen Zeiten, nach dem Rücktritt von Dekan Werner Zeeb, am 9. Januar 1987 gewählt. 15 Jahre lang hat er dieses Amt mit großem Engagement für das biblisch-reformatorische Anliegen der Sammlung wahrgenommen. Am 27. Februar 2002 wurde er aus dem Landesvorstand verabschiedet. Auch danach blieb er der Sammlung verbunden. Zu jeder Landesversammlung erreichte mich ein ermutigender persönlicher Brief, in dem deutlich wurde, wie sehr er an der Arbeit der Sammlung fürbittend und ratend Anteil nahm. Bis 2010 war er immer wieder als Klinikseelsorger in Bad Sebastiansweiler tätig und vor allem leidenschaftlich gern als Prediger unterwegs, insbesondere im Bezirk Freudenstadt. 2008 schrieb er mir in einem Brief: „Das gibt meinem Leben im Alter noch einen wunderbaren Sinn. Neulich fragte mich ein Dekanskollege i.R.: „Wer sagt denn dir, wann du aufhören sollst mit Predigen?“ – Ich zeigte mit dem Finger nach oben und sagte: „Der, der mich gerufen hat“. Nun hat ihn sein Herr heimgerufen. Wir sind dankbar für seinen Dienst und wünschen seiner Frau und den Angehörigen von Herzen Gottes Beistand und Trost.

Werner Zeeb

Die Evangelische Sammlung in Württemberg ist ein Zusammenschluss von Theologinnen, Theologen und engagierten Laien innerhalb der Landeskirche.

Ihr Anliegen ist es, den Dienst am Evangelium zu unterstützen, das Leben unserer Kirche mitzugestalten und den missionarischen Auftrag wahrzunehmen.

Grundlage ihrer Arbeit ist das Evangelium von Jesus Christus, wie es in der Heiligen Schrift gegeben und in den Bekenntnissen der Reformation bezeugt ist.

Die Evangelische Sammlung weiß sich den **Kernaussagen lutherischer Theologie** verpflichtet: Solus Christus (allein Christus), sola gratia (allein aus Gnade), sola fide (allein durch den Glauben), sola scriptura (allein die Schrift).

Viermal im Jahr erscheint der Rundbrief der Evangelischen Sammlung. Dieser wird durch Spenden finanziert und kostenlos an Interessierte versandt.

Herausgeber: Evangelische Sammlung in Württemberg e.V., Gabriel-Biel-Platz 2, 72574 Bad Urach
Internet: www.evangelische-sammlung.de

Vorsitzender: Pfarrer Werner Schmückle, Dürnauer Weg 26B, 70599 Stuttgart-Birkach
Stellvertretende Dekan i.R. Hartmut Ellinger, Lieschingstr. 12, 70567 Stuttgart
Vorsitzende: Agnes Dannhorn, Reginenstraße 60, 70597 Stuttgart
Geschäftsstelle: Renate Klingler, Gabriel-Biel-Platz 2, 72574 Bad Urach,
Tel. (07125) 94 67 228, Fax (07125) 94 67 221,
E-Mail: evangelische.sammlung@kirche-ev-badurach.de
Bestellung weiterer Exemplare des Rundbriefes bei der Geschäftsstelle

Redaktionskreis: Werner Schmückle (V.i.S.d.P.), Hartmut Ellinger, Hans-Dieter Frauer,
Renate Klingler, Agnes Dannhorn
Der Rundbrief erscheint viermal jährlich

Konto: Evangelische Sammlung in Württemberg
Evang. Kreditgenossenschaft Stuttgart (BLZ 520 604 10) Kto 414 271

Rechner: Günter Wohlfarth, Thomas-Mann-Str. 28, 73655 Plüderhausen

Layout/Satz: ART OFFICE, Martin Lang, Pliezhausen

Fotos: privat, Seite 25 H. Wolf

Druck: Grafische Werkstätte der BruderhausDiakonie, Reutlingen